

Zur Genetik der Humanität

Der reale Mensch und sein gentechnologisches Idealbild

Die Natur des Menschen im Wandel

Der Mensch reflektiert sich als Gattung. Er macht sich ein Bild nicht nur von sich selbst, sondern von der Menschheit als ganzer. Er tut dies eher sporadisch, aber er hat doch die Fähigkeit hierzu, und er nutzt sie in lichten Momenten. Diese Eigenschaft der Menschheit als einer über sich selbst nachdenkenden Gattung gehört zu jenen, die Hoffnung begründen. Es mag sogar die Eigenschaft sein, die mehr als jede andere zu gattungsgeschichtlicher Zuversicht berechtigt.

Die Reflexion über die eigene Gattung ist zumeist - als mehr oder weniger kritischer Rückblick - in die Vergangenheit gerichtet. Schon dies befähigt den Menschen, sich selbst in wesentlichen Eigenschaften zu relativieren. Es bestärkt ihn allerdings auch darin, anthropologische Konstanten herauszustellen und diese als dauerhafte, genetisch bedingte Merkmale zu verabsolutieren. Der Rückblick der Menschheit auf sich selbst hat insofern immer diese Ambivalenz von Relativierung und Verabsolutierung. Er zeigt zum einen den Willen zur Selbstvergewisserung, zum Aufspüren anthropologischer Gewissheiten, in denen der Mensch seiner eigenen Natur gewahr wird. Andererseits schafft er das Potential für eine offene Auseinandersetzung mit menschlichen Eigenschaften, die von einer zeitgemäßen Vernunft nur als Unzulänglichkeiten bewertet werden können. Die größere Beharrlichkeit scheint dabei aber bei der Selbstvergewisserung zu liegen und damit bei dem Reflex, anthropologische Konstanten in die Zukunft fortzuschreiben. Dies wirkt nicht nur weit in philosophische, soziologische und kulturtheoretische Überzeugungen hinein, sondern es hat auch praktische Konsequenzen bis hin zum politischen Handeln. Es fördert die Tendenz, traditionelle politische Verhaltensmuster und Institutionen zu bewahren, in der Annahme, dass die Natur des Menschen hierzu keine Alternative lasse. In der Friedenspolitik etwa, in der Verfassungspolitik, aber auch in vielen anderen Politikbereichen ist diese Neigung unüberschbar.

Ob man im anthropologischen Rückblick mehr Konstanten als Veränderung findet, ist natürlich nur eine Frage der Perspektive. Wer Konstanten sucht, wer diese gar als epochen-, ethnien- und religionenüberspannende Gemeinsamkeiten hervorheben will, der wird sie reichlich finden. Eben dies, die Hervorhebung eines gemeinsamen genetischen Erbes, vermag in der Tat das Verständnis für die Geschichte der eigenen und fremder menschlicher Gemeinschaften zu fördern, und es ist schon deswegen eine lohnende Aufgabe.

Die ganz andere, entgegengesetzte, aber im Grunde natürlich ebenso selbstverständliche Feststellung lautet, dass die Natur des Menschen wandlungsfähig ist. Der Mensch ist wie andere Gattungen aus einem Prozess evolutorischen Wandels hervorgegangen und hat sich bis in seine jüngere Geschichte weiter gewandelt. Dieser Prozess liefert die Erklärung dafür, wie sich die beobachtbaren Merkmale der menschlichen Gattung entwickelt und

warum auch innerhalb der Gattung Unterschiede entstanden sind. Je größer dabei das Raster der Analyse und je kürzer die betrachteten Episoden der Evolution, desto mehr Konstanten treten zu Tage. Je mehr aber der Blick ins Detail geht und je weitere Zeiträume er dabei umfasst, desto mehr tritt auch die Veränderlichkeit der menschlichen Natur in den Vordergrund.

In dem Maße allerdings, wie der Mensch sich dank des technischen Fortschritts dem natürlichen Selektionsdruck entzieht, hebt er damit die wichtigste Grundlage seiner eigenen genetischen Veränderlichkeit auf.¹ Die Menschheit als Gattung verändert sich zwar weiterhin, aber sie tut es nunmehr auf ganz andere Weise. Die Lebensumstände, die Sozialisation, die Kultur und das Wissen wandeln sich im zivilisatorischen Prozess für die Menschheit als ganze und in Teilen, aber die so genannte menschliche Natur reagiert darauf nicht mehr mit dem adaptiven Automatismus der Selektion. Welches Spannungsverhältnis dabei zwischen zivilisatorischem Prozess und anthropologischen Gegebenheiten entsteht, inwieweit also der Mensch seiner eigenen Zivilisation gewachsen bleibt und inwieweit diese sich im Einklang mit der Vielfalt menschlicher Bedürfnisse entwickelt, ist eine vorläufig ganz und gar offene Frage.

Das Menschenbild als Selbstzeugnis und als Zukunftsentwurf

Es gibt ein elementares Bedürfnis nach allgemeingültigen Menschenbildern. Ob in der literarischen, in der künstlerischen oder wissenschaftlichen Darstellung, ob im Comic oder im Videospiel der Popkultur: Der Mensch trifft vielerorts auf gestaltete Archetypen seiner selbst, auf Artefakte in Menschengestalt, in denen er Wesenselemente seines Menschseins wiederzufinden vermag. Er trifft auf sich selbst als archetypischen Gewinner und Verlierer, Leidenden und Hoffenden, Tröstenden und Verletzenden, Helfenden und Hilfsbedürftigen, Täter und Opfer, Kämpfer oder Killer. Gerade die Popkultur ist ein zuverlässiger Spiegel des evolutorischen Status der Gattung, reflektiert im jeweiligen Licht des zivilisatorischen Prozesses. Die Helden, Antihelden oder Märtyrer, die Haupt- und die Nebenfiguren dieser Kulturszene sind die Repräsentanten von Menschlichkeit, wie sie sich dem Durchschnittsmenschen darstellt. Sie stehen für die Realität, und sie stehen auch für das Bedürfnis, dieser Realität zu entfliehen oder sich über sie zu erheben. Sie zeigen die Bedeutung von Überlebensängsten und Überlegenheitswahn, sie zeigen, wie schwer oder wie leicht Menschen zwischen friedlichem Wettbewerb und feindseligem Kampf zu unterscheiden vermögen, und sie zeigen auch, welchen Stellenwert das so genannte Böse in einer sich selbst überlassenen menschlichen Phantasie einnimmt. Die archetypischen Menschengestalten der Popkultur können insofern Seismographen dafür sein, wie es um das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlicher Realität und elementaren menschlichen Instinkten wirklich bestellt ist.

Natürlich hält das Menschenbild, das sich in der Alltagskultur von Fernsehen und Internet, in Unterhaltungsfilm, Videospielen und Comics und bis hin zu anspruchsvollerer Literatur und Kunst darbietet, einer moralisch eindringlichen Vernunft nicht stand. Es ist auch nicht daraufhin angelegt. Es soll von vornherein Abbild und nicht Idealbild

¹ Zu der Frage, was die Überwindung des Selektionsdrucks für die menschliche Gattung bedeutet, s. auch B. Wehner, Die verdrängten Dimensionen der Gentechnik (www.reformforum-neopolis.de).

sein. Im besten Fall fordert es die Vernunft zu kritischer Reflexion und damit zu wachsamem Unbehagen an diesem Menschenbild heraus.

Die Rolle der Vernunftinstanz ist es, ein moralisches Unbehagen an der Realität, an der zeitgenössischen Kultur und mehr noch an dem archaischen genetischen Erbe wachzuhalten, wie es sich in der menschlichen Geschichte bis in die Gegenwart offenbart. Nur die Vernunft kann die Diagnose stellen, wie archaische Instinkte sich einer zeitgemäßen moralischen Zensur entziehen und wie sie daher menschliche Phantasie und menschliches Handeln noch zu beherrschen vermögen. Daher wundert es nicht, wenn anthropologisch inspirierte Vernunft unweigerlich zu einem ausgeprägten Kulturpessimismus neigt und damit auch zu einer pessimistischen Einschätzung der Zukunft politischen Handelns.

Es zeugt von anthropologischer Ehrlichkeit, die menschliche Natur auf solche Weise abzubilden. Wenn der Mensch realistische Bilder von seiner eigenen Natur zeichnet, hilft dies, vor Illusionen zu bewahren. Realistisch ist es auch, ein solches Menschenbild weit in die Zukunft fortzuschreiben. Wenn der Mensch sich seiner eigenen Natur gewiss wird, wenn er auch weiß, dass kein Selektionsdruck das Wesen seiner Gattung mehr lenkt, dann wird er umso weniger noch utopische Zukunftsbilder von sich selbst entwerfen. Er wird vielmehr den zivilisatorischen Prozess als eine von der Kontinuität vertrauter menschlicher Unzulänglichkeit geprägte Fortsetzung der Geschichte sehen. Auch das fortschreitende Wachstum des Wissens gibt den realen Menschen wenig Anlass, von sich selbst viel Besseres als in der Vergangenheit zu erwarten. Künftige Wissensmehrung nämlich dient aus dieser Sicht ganz ähnlichen Zielen, wie sie in der Natur des Menschen schon immer angelegt waren.

An genau diesem Punkt fände die Diskussion über Möglichkeiten und Grenzen der Humanität ihr natürliches Ende - oder sie würde doch an diesen Punkt immer wieder zurückkehren -, wenn nicht der Mensch sich selbst früher oder später zum Objekt der Gentechnologie machte. Nicht erst die Ausbreitung ihrer Nutzung, sondern schon das Potential dieser Technologie verschiebt die Grenzen dieser Auseinandersetzung. Die Gentechnologie relativiert anthropologische Gewissheiten. Sie wird der Menschheit als Gattung auf neuartige Weise Entscheidungen über sich selbst abverlangen, und sie wird sie daher zu einer nie dagewesenen intellektuellen Distanz zu sich selbst zwingen. Sie wird Entscheidungen darüber notwendig machen, ob die Menschheit ihre genetische Ausstattung als unantastbar hinnehmen oder ob sie selbst Einfluss auf ihr genetisches Schicksal nehmen will, mit allen für jetzige Generationen noch unabsehbaren Konsequenzen hieraus.

So leicht die wissenschaftliche, die gesellschaftliche und selbst die politische Phantasie sich an den von der Gentechnologie eröffneten Perspektiven berauschen können, so sehr bleibt diese Technologie doch in Händen einer Gattung, die ihre naturgegebenen Beschränkungen, ihr genetisches Erbe und damit ihre aus der Gattungsgeschichte herrührenden anthropologischen Konstanten weiter mit sich schleppt. Ob eine neue Technologie sich von alten Handlungs- und Denkweisen, von wissenschaftlichen und kulturellen Vorurteilen beispielsweise, von intellektuellen Überforderungen und auch von archaischen Bedürfnissen befreien könnte, liegt in der Hand von Menschen, die eben hiervon tief geprägt sind.

Die menschliche Überforderung angesichts einer solchen Aufgabe macht Angst. Die Gentechnologie in der Hand des realen Menschen mit all seinen moralischen und intellektuellen Unzulänglichkeiten weckt in der Tat Vorstellungen unabsehbarer Irrtümer und auch möglichen Missbrauchs, die Vorstellung versehentlich oder auch absichtlich geschaffener genetischer Monster etwa, die auf neue Weise den Abgrund realer menschlicher Motive offenbaren. Zeitgenössische, auch und gerade in der Populärkultur sich ausbreitende Visionen vermeintlicher gentechnischer Optimierung zeigen sich viel weniger von ambitionierten gesellschaftlichen Zielvorstellungen beflügelt als von individuellen, dem jeweils eigenen Erleben entlehnten Wunschvorstellungen. Hierzu gehört die Eigennützigkeit von Forschern, denen es mehr um eigenes Prestige als um den Nutzen des Forschungsobjekts Mensch geht; hierzu gehört auch die Selbstverliebtheit von Individuen, die ihr eigenes Erbgut unverändert weiterwirken lassen wollen und schon das Klonen ihrer selbst für eine gentechnologische Optimierung halten; hierzu gehört die Eigennützigkeit potentieller Eltern, die sich Eingriffe in die genetische Ausstattung eventueller Kinder nach ihren eigenen Interessen wünschen, und hierzu gehören auch das Gewinnstreben und der Geltungsdrang von Reproduktionsmedizinern, die solcher Nachfrage im eigenen Interesse zu Willen sind.

Die Vision der genetischen Optimierung von Menschen gerät aber kaum weniger fragwürdig, wenn sich dahinter nur eine Projektion unerfüllter eigener Wünsche auf die zu optimierenden Individuen verbirgt. Ein naheliegendes Beispiel hierfür ist der unerfüllte Wunsch nach Überlegenheit. In dem Maße nämlich, wie die gentechnische Optimierung auf Überlegenheit abzielt, schafft sie im Erfolgsfall auch neue Unterlegenheiten. Sie würde insofern zu einem gesellschaftlichen Nullsummenspiel, in dem das Los der Unterlegenen nicht besser und das Ausmaß der Unterlegenheit nicht geringer würde. Aus dem verständlichen Wunsch von Eltern, dass die eigenen Kinder in diesem Sinne gentechnisch optimiert sein mögen, dass sie schöner, stärker, gesünder und intelligenter, kurz besser werden als andere, besser gerüstet also für den Konkurrenzkampf aller gegen alle, entsteht kein Gewinn für die Gesellschaft als ganze, so wenig, wie etwa aus der ganz und gar konformistischen Vision einer Gesellschaft, die durch genetische Manipulation weitestgehend gleichgeschaltet würde. Die Vision einer wirklich lohnenden gentechnologischen Optimierung im wohlverstandenen Interesse künftiger Generationen wird hierin noch nicht einmal in Ansätzen erkennbar.

Die realistische Einschätzung menschlicher Motive und Fähigkeiten kann schon Grund genug sein, die Anwendung der Gentechnologie auf den Menschen insgesamt moralisch zu verwerfen. Auch eine Technologie, die auf eine genetische Verbesserung des Menschen und damit auf eine Eindämmung genetischer Unzulänglichkeiten abzielt, obliegt immer realen, sich häufig überschätzenden, Wirkungen und Nebenwirkungen verkennenden und auch moralisch fehlbaren Anwendern. Der Hinweis auf deren mögliche Überforderung und auf die Gefahren des Missbrauchs entspringt anthropologischem Realismus.

Dies bedeutet aber auch, dass die Warnung vor einer Anwendung der Gentechnologie auf den Menschen nicht eine Warnung vor dieser Technologie selbst ist, auch keine Verneinung ihres Potentials, sondern eine Warnung vor den hiermit befassten Menschen. Die Ablehnung dieser Technologie offenbart insofern auch eine gewisse Resignation des Menschen vor seiner eigenen intellektuellen und moralischen Unfähigkeit.

In solcher Resignation, so realitätsbezogen sie auch ist, liegt indessen eine Spur von Leichtfertigkeit. Leichtfertig ist sie nicht zuletzt deswegen, weil die wissenschaftliche Neugier, weil der Forschungsdrang und damit der Wissensfortschritt auch in der Gentechnologie allenfalls verlangsamt, aber auf lange Sicht doch nicht aufgehalten werden können. Die intellektuelle Auseinandersetzung darüber mag sich hinauszögern lassen, aber die Frage, ob die auf den Menschen angewandte Gentechnologie nicht doch auch als positive Zukunftsvision taugt, lässt sich nicht endlos verdrängen. Wer anderes im Sinn hätte, müsste nicht nur Forschungsverbote, er müsste auch naturwissenschaftliche, anthropologische, gesellschaftswissenschaftliche und philosophische Denkverbote erteilen, wie sie in demokratischen Gesellschaften am wenigsten durchsetzbar sind. Der mutwillige Verzicht auf die eventuellen positiven Visionen, die eine solche Technologie in die Reichweite menschlichen Denkens rückt, kann daher gerade in demokratischen Staaten doch nur eine moralisch respektable Übergangslösung sein.

Die Zeit ist noch längst nicht reif dafür, wirklich konkrete positive Visionen der Gentechnologie zu entwickeln. Noch steckt eine überhebliche wissenschaftliche und auch ethische Anmaßung darin, ein konkretes Bild vom genetisch optimierten Menschen zu zeichnen, das über Vorstellungen von einem veränderten physiologischen "Design" und von geklonten medizinischen Ersatzteillagern hinauswiese. Dennoch hat die Auseinandersetzung um die Zukunft dieser Technologie in einer Entwicklungsphase der Gattung Mensch begonnen, in der diese sich durch die Überwindung der natürlichen Selektion möglicherweise selbst in eine Sackgasse der Evolution manövriert hat. Wenn die Einsicht in diesen Sachverhalt sich breit machte, könnte sich der Status der Gentechnologie auch in moralischer Hinsicht radikal wandeln. Diese Technologie wäre dann endgültig nicht als mehr als frivole medizinische Option abzutun und auch nicht mehr nur als drohende Überforderung des Menschen durch sich selbst. Sie wäre eine gerade zum rechten Zeitpunkt sich anbietende Möglichkeit für den menschlichen Erfindungsgeist, korrigierend in die Gattungsgeschichte einzugreifen und so die von ihm selbst geschaffenen Probleme in einem wichtigen Bereich zu lösen.

Der reale Mensch im Wettstreit mit seinem Idealbild

Wen man auf Erfolge des Menschen im gentechnischen Umgang mit sich selbst hofft, dann erscheint dies wie das Hoffen auf den Sieg einer noch nicht existenten Vernunft. Es erscheint wie die Selbstermächtigung des realen Menschen im Vorgriff darauf, dass er seiner archaischen Instinktausstattung aus eigener Kraft Herr werden wird. Dies aber ist im besten Fall der Vorgriff auf einen Fortschritt, wie erst die Gentechnologie selbst ihn als utopische Vision möglich erscheinen lässt.

Und doch, trotz aller Beschränkungen durch die genetische Realität, könnte die Gentechnologie Einfluss darauf gewinnen, dass und wie der Mensch Zukunftsvisionen von der eigenen Gattung entwirft. Der Mensch wird sich dabei Denkverbote auferlegen, er wird Tabus aufstellen, die solche Visionen zunächst nur im Privaten oder im kleinen Zirkel von Forschern zulassen werden, aber diese Visionen werden früher oder später eine tabubrechende Eigendynamik entwickeln. Vor allem aber werden sie Gemeinsamkeiten haben. Sie werden das Bild von einem nicht nur physiologisch, sondern auch in seiner Instinkt-

und Intellektausstattung verbesserten Menschen zeichnen, und sie werden gleichzeitig von Ungewissheit darüber geprägt sein, wie diese Verbesserungen von den Betroffenen selbst empfunden werden. Sie werden ein Prozess des Probierens sein, ein Anprobieren veränderter genetischer Eigenschaften, in den die Beteiligten vorerst nur eigene Bedürfnisse, Emotionen, Überzeugungen und Vorurteile und ihr eigenes Maß an relativierender Vernunft einbringen können. Bei allen elementaren Gemeinsamkeiten werden die Visionen daher so verschieden sein wie die mentalen Verfassungen ihrer Urheber.

Dies schafft indes nicht nur Irritationen, sondern gerade hierin liegt für die realen Menschen eine Chance. Es ist die Chance, dass die Visionen in einen fruchtbaren Wettbewerb treten, dass es zu einem auch moralisch motivierten Wettbewerb darum kommt, was die Gentechnologie für das menschliche Erbgut bewirken könnte. Je intensiver dieser Wettbewerb ausgetragen wird, desto geringer ist vorerst die Gefahr, dass einzelne Visionen von der gentechnischen Zukunft vorschnell dominieren und andere ebenso vorschnell ad acta gelegt werden.

Das waghalsige Jonglieren mit gentechnischen Entwürfen ihrer selbst ist den meisten realen Menschen natürlich fremd, und dass dies so ist, hat etwas Beruhigendes. Und doch liegt ein notwendiger Bewusstseinsfortschritt darin, dass der Mensch beginnt, sich als genetische Option wahrzunehmen. Zur genetischen Option nämlich wird er in künftigen Generationen auch dann werden, wenn er genetisch ganz und gar unangetastet bleibt. Auch das gentechnische Nicht-Eingreifen nämlich, der Verzicht darauf, das Erbgut willentlich zu selektieren, zu modifizieren und zu optimieren, wird durch die Gentechnologie zu einer bewussten Entscheidung. Der Zustand entwicklungsgeschichtlicher Unschuld findet damit allemal sein Ende. Der Mensch wird sich gezwungen sehen, sein genetisches Erbe und das Spiel des genetischen Zufalls bewusst zu akzeptieren oder in Teilen zu verwerfen. Das eigene Erbgut aber als reparatur- und verbesserungsbedürftig einzustufen bedeutet schon, letztlich auch das Abenteuer einer genetischen Optimierung der gesamten Gattung gedanklich zu akzeptieren.

Die menschliche Phantasie wird gentechnologische Utopien entwickeln, auch um sie miteinander konkurrieren zu lassen. Diese Utopien werden zum Teil moralisch hoch respektablen, aber sie werden teilweise auch eigennützig und archaischen Motiven entspringen. Und doch ist damit zu rechnen, dass diese Utopien, insoweit sie als solche wirklich ernst genommen werden, zu einem gewissen Grade konvergieren, dass sie also Bilder vom optimierten Menschen entwerfen, die einander ähnlich und miteinander kompatibel sind. Hieran wird auch eine mit der Gentechnologie mitwachsende einschlägige Ethik ihren Anteil haben. Sie wird versuchen, unheilvolle Wirkungen bestimmter genetischer Eigenschaften des Menschen kenntlich zu machen, und sie wird damit Vermutungen anstoßen, welche anderen genetischen Merkmale für die eigene Gattung segensreicher sein könnten. Zukunftsvisionen vom genetisch optimierten Menschen können schließlich in ein moralisch inspiriertes Idealbild münden, und sie können dadurch auch moralische Orientierung geben.

Wenn aber ein solches in seinen Grundzügen verbindendes Idealbild tatsächlich entsteht, dann bleibt dies auf Dauer nicht ohne Wirkung auf die Denk- und Handlungsweisen realer Menschen. Für den realen Menschen nämlich wird, auch wenn die Folgen geneti-

scher Optimierung erst in späteren Generationen erlebbar werden, das Artefakt des optimierten Menschen nicht nur Vorbild, sondern es wird auch Konkurrenz.

Für solchen Vorgang, der den Menschen und seine eigene Technik zu Konkurrenten macht, gibt es Präzedenzfälle. Wenn etwa frühere Generationen sich den Fortgang der Automatisierung vor Augen führten, war dies nicht nur Anlass zu Hoffnungen, sondern für viele war es Bedrohung. Viele mussten befürchten, von der Technik in Gestalt von Maschinen überflügelt zu werden. Sie stellten sich daher dem Wettbewerb mit der Maschine, und zeitweilig gelang es, dabei die eigene, menschliche Leistungsfähigkeit tatsächlich zu steigern. Damit gewannen Menschen eine gewisse Entscheidungshoheit darüber, wann die Zeit für welche Mechanisierungsschritte in ökonomischer Hinsicht gekommen war. Sie setzten Zeichen, inwieweit die Maschine als idealisiertes Bild vom körperlich arbeitenden Menschen zeitgemäß war, und sie setzten damit auch zeitweilige Grenzen der Mechanisierung. Diese Konkurrenz zwischen Mensch und Maschine war ein notwendiger, für den Wandel des Bewusstseins durchweg fruchtbarer Prozess.

Die Gentechnologie ist natürlich ein ganz anderer, kaum vergleichbarer Fall, und sie eröffnet der menschlichen Phantasie und dem menschlichen Denken ganz andere Perspektiven. Dass aber die realen Menschen sich von einer technologischen Vision herausgefordert fühlen, dass sie selbst mit verändertem Bewusstsein in Konkurrenz hierzu treten, damit ist auch im Kontext der Gentechnologie zu rechnen. Es gibt ein natürliches Bedürfnis, sich als realer, mit altem genetischem Ballast ausgestatteter Mensch angesichts der Vision vom optimierten Menschen zu behaupten. Der reale Mensch wird daher auch mit neuen Idealbildern seiner selbst konkurrieren wollen, die von den Möglichkeiten der Gentechnologie inspiriert sind.

Um dieser Rolle zumindest zeitweilig gerecht zu werden, muss er der Mensch aber erst einmal seiner eigenen genetischen Verbesserungswürdigkeit gewahr werden. Er muss über den anthropologischen Status quo hinausdenken, auch wenn er diesen Status vorläufig noch aus gutem Grund bewahren will. Er muss sich fragen, wie denn der ideale, der optimierte Mensch an Stelle des realen denken, entscheiden, handeln und möglicherweise auch fühlen würde. Genau dadurch aber wird der reale Mensch seiner Unvollkommenheiten besser gewahr. Die Akzeptanz eines weitgehend konsensfähigen Leitbildes seiner selbst kann so zu einem Wettbewerb darum werden, als realer Mensch dem Bild des idealen möglichst nahe zu kommen.

Wenn man sich auf diese Wirkungsdimension der Gentechnologie ernsthaft einlässt, dann wird man Vergleichbares weniger in der Technik- und Wissenschaftsgeschichte als vielmehr in der Kultur- und Religionsgeschichte suchen. Dabei stößt man auf reale Menschen, die als konkrete Vorbilder menschliches Denken und Handeln beeinflussten, und man stößt natürlich auch auf abstraktere Idealgestalten, auf Engelsgestalten, Erleuchtete, Erlöser in Menschengestalt oder auch idealisierte Figuren des Ahnenkultes, die ähnliche Wirkung entfalteten. Ihnen nachzueifern oder nacheifern zu lassen ist ein Vorgang, der zumindest in der moralischen Dimension dem Wettbewerb mit einem viel konkreteren, wenngleich noch nicht gegenwärtigen gentechnischen Menschenbild durchaus verwandt ist. Dennoch macht erst die Gentechnologie hieraus ein von Menschen in jeder Hinsicht selbst gewähltes und selbst gestaltetes Anliegen. Sie lässt es den

Menschen mit einem Idealbild seiner selbst aufnehmen, das nicht mehr nur als Vorbild in der Vergangenheit zu suchen oder in einem abstrakten Jenseits zu imaginieren ist, sondern mit sehr diesseitigen Mitteln Wirklichkeit werden könnte.

Welche Konsequenzen der reale Mensch hieraus ziehen und wie er daher die Gentechnologie auf menschliches Erbgut anwenden könnte, ist natürlich noch nicht einmal in Grundzügen absehbar. Vorstellbar ist aber, dass der reale Mensch sich angesichts der Möglichkeiten der Gentechnologie tatsächlich ehrgeizigere Ziele setzen wird, die eine Fortentwicklung des Humanitätsbegriffs und damit auch einen höheren Rang von Humanität im moralischen Sinn einschließen. Dies wäre zumindest eine hoffnungsvolle Perspektive, die weit über kurz gegriffene Visionen wie diejenigen gezüchteter Ersatzorgane und geklonter Individuen hinauswiese. Es wäre die Vorstellung einer zukunftsweisenden Gentechnologie, die allein kraft ihrer Möglichkeiten eine fortschrittliche Bewusstseinswirkung entfaltet. Zumindest zeitweilig könnte damit eine gentechnologische Optimierung des Menschen entbehrlich werden, wie unausweichlich diese für viel fernere Zeiten auch erscheinen mag.

Jedes derartige Spekulieren ist natürlich schon ein kühner Vorgriff auf die Zukunft der menschlichen Gattung. Vorstellbar ist eine solche Entwicklung aber allemal. Sie mag ein Übergangsphänomen sein, ein einstweiliges Aufbäumen gegen eine - zumindest als Reparatur menschlichen Erbguts - letztlich doch unaufhaltsame Entwicklung. Aber selbst als vorübergehendes Phänomen könnte sie eine dringend benötigte gattungsgeschichtliche Atempause schaffen. Zumindest übergangsweise könnte ein glaubhaftes gentechnologisches Idealbild als Gewissen der Gattung fungieren, als kollektives Über-Ich gewissermaßen, und es könnte damit jenes Bewusstseinsdefizit ausfüllen helfen, dessen sich auch religiöse Ethik und Moralphilosophie auf verschiedenste Weise angenommen haben.

Es ist natürlich ein Leichtes, gegen solche Visionen eine negative Rhetorik aufzubieten, die mit den Ängsten der Menschen vor sich selbst spielt und insbesondere das Überforderungs- und Missbrauchspotential in den Vordergrund stellt. Die Utopie des optimierten Menschen weckt vertraute negative Assoziationen, solche eines furchteinflößenden Übermenschen etwa oder eben eines monströsen, ebenso unglücklichen wie Unglück bringenden Homunkulus.

Der negative besetzte Begriff der Übermenschlichkeit mag in diesem Zusammenhang angebracht erscheinen, aber er verliert doch rasch seine menschenfeindliche Konnotation, wenn man unter dem Begriff der Menschlichkeit auch die Realität unberechenbarer Entwicklungen des menschlichen Erbguts subsumiert. Die Wertschätzung der Gentechnologie muss keineswegs an der Vorstellung von Übermenschlichkeit im Sinne einer Geringschätzung des realen Menschen anknüpfen. Ihre Anwendung auf den Menschen kann als notwendiger Reparaturbetrieb am menschlichen Erbgut ihren Anfang nehmen, als dringend benötigte Alternative nämlich zu einer außer Kraft gesetzten natürlichen Selektion. Sie könnte die zukunftsträgliche Alternative zu einer genetischen Selektion nach dem Kriterium der physischen Überlebenskraft werden, und gerade in dieser Rolle könnte sie schließlich in eine zukunftsweisende Genetik der Humanität münden.

Der Gentechnologie wird damit die ethische Frage aufgedrängt, was denn mit Humanität eigentlich gemeint ist. Herkömmliche Ideale werden dabei wenig helfen, ebenso wenig wie

herkömmliche Vorstellungen von genetischer Normalität. Helfen wird für auch, für sich genommen, kein Vernunftbegriff. Hilfreich kann allein ein Begriff von Humanität sein, der menschliches Glück in den Mittelpunkt rückt, so schwer dieses auch immer begrifflich fassbar sein mag. Bei aller Verschiedenartigkeit und bei allem Abstraktionsgrad sind doch vielerlei Begriffe von Glück gleichermaßen legitim, sofern sie nicht indifferent sind gegenüber dem Unglück anderer. Legitim sind sie insbesondere dann, wenn sie nicht nur von selbsternannten Stellvertretern vorgegeben sind, sondern im Empfinden realer Menschen Bestätigung finden. Das entscheidende Kriterium für Erfolg und Misserfolg der Gentechnologie wäre daher das Glück oder Unglück derjenigen, die als gentechnisch optimierte Individuen zu leben hätten. Um aber zu ahnen, was diese Individuen als Glück und Unglück empfinden, bedarf es einer Dimension von Empathie, deren der reale Mensch sich erst noch als fähig zu erweisen hat.²

Die Rolle der Institutionen

Nicht erst der Gentechnologie ist die Einsicht zu verdanken, dass die Realisierung von Humanität im normativen Sinn immer auch eine Frage der genetischen Ausstattung des Menschen ist. Erst die Gentechnologie verleitet aber zu dem Gedanken, die Frage der Humanität sei auf die Frage der genetischen Ausstattung reduzierbar und daher im Rahmen der Gentechnologie zu beantworten. Dies würde eine Genetik der Humanität in der Tat zur unangefochtenen Leitwissenschaft der Zukunft machen.

Die Feststellung, in der Gentechnologie liege der eigentliche Schlüssel zur Humanität, ist aber doch nicht mehr als ein legitimer Einstieg in eine höchst komplexe gesellschaftliche Auseinandersetzung. Es kann nie endgültige, ein für allemal im Konsens akzeptierte Erfolgskriterien der Gentechnologie geben, gerade dann nicht, wenn diese an einem Idealbild von Humanität orientiert sein sollen. Es wird immer die Auseinandersetzung darüber lebendig bleiben, wie die Ziele einer auf die menschliche Gattung angewandten Gentechnologie zu definieren und welche Ge- und Verbote ihr dementsprechend aufzuerlegen seien. Eben diese Auseinandersetzung aber ist ein gesellschaftlicher Prozess, für den geeignete Regeln und Austragungsformen, für den also auch geeignete Institutionen benötigt werden. Und eben dies verleiht der Frage, welche Institutionen für die Gentechnologie politisch zuständig sein sollten, Vorrang vor allen Fragen der gentechnologischen Forschung und Ethik.

Dass Idealbilder des Menschen nicht erst in den Laboren der Gentechnologie entstehen werden, sondern dass menschliches Bewusstsein sich bereits in der Antizipation eines genetischen Vorbildes von Menschlichkeit weiterentwickeln könnte, lässt schon ein sehr weitreichendes gesellschaftliches Veränderungspotential der Gentechnologie erkennen. Welchen gesellschaftlichen Rang aber das Nachdenken und Diskutieren über die genetische Natur des Menschen, über Zweckmäßigkeit, Irrtumsanfälligkeit und mögliche Unverantwortlichkeit einer genetischen Optimierung menschlichen Erbguts einnimmt,

² Zu einem Versuch, das empathische Spannungsfeld zwischen realem Menschen und gentechnologischem Gegenentwurf menschlichem Vorstellungsvermögen zugänglicher zu machen, s. auch B. Wehner, Kafu, Weinheim 2002.

das hängt nicht zuletzt davon ab, welche Institutionen für die gesellschaftliche Bewältigung dieser Fragen zuständig sind.

Um gesellschaftlichen Visionen aufzuhelfen, hat es immer einer List der Vernunft bedurft, eines historischen Prozesses zumindest, der solche List simulierte. Nicht selten musste diese List als Selbstüberlistung des Menschen ins Werk gesetzt werden, als Überlistung spontaner, instinktdominierter Verhaltensweisen durch die Vernunft. Schon das Zusammenfinden in einem gemeinsamen Staat lässt sich in hobbesianischer Denktradition als eine solche Selbstüberlistung deuten, als freiwillige Unterwerfung der Menschen unter eine mehr oder weniger autoritäre Obrigkeit nämlich, ohne die ein anarchischer Kampf aller gegen alle drohen würde.

Solche kollektive Selbstüberlistung ist, wo sie wirklich gelingt, nichts anderes als ein Sieg der Vernunft über eine genetisch angelegte, durch die Entwicklung der Lebensumstände aber obsolet gewordene Verhaltenssteuerung des Menschen. Es ist die Einnahme einer intellektuellen Distanz zu sich selbst, und es ist die dadurch mögliche Verschiebung kollektiver Entscheidungen auf eine Metaebene der Theorie. Die Einsicht in die Notwendigkeit staatlicher Autorität ist auf dieser Ebene zu einer theoretischen Prämisse kollektiven Handelns geworden.

Eine nächsthöhere Metaebene theoretischen Denkens und Handelns ist erreicht, wenn der Mensch nicht mehr nur den Staat bewusst institutionalisiert, sondern auch das Nachdenken über diesen Staat selbst. Auf dieser Ebene wäre dann die Staatsform, wäre also die erste Metaebene staatlicher Institutionen das Objekt der kritischen Distanz. Die Konsequenz hieraus wäre eine institutionelle Zuständigkeit dafür, dass auch der Staat von unvollkommenen Menschen gemacht ist und dass daher die politische Ordnung ihrerseits ein Zeugnis menschlicher Unvollkommenheiten sein kann. Diese Zuständigkeit kann in Form eines permanent amtierenden Verfassungsrates geschaffen werden, der Unzulänglichkeiten der politischen Ordnung aufzuspüren und diese zeitgemäß weiterzuentwickeln hätte.

Die Gentechnologie schafft darüber hinaus die Notwendigkeit, die intellektuelle Distanz des Menschen zu sich selbst auf eine weitere, noch höhere Ebene zu bringen. Dies wäre eine Ebene, auf der der Mensch nicht nur seine eigenen kollektiven Schwächen überlistet und diese Überlistung wiederum auf Unvollkommenheiten hinterfragt. Es wäre die dritte Metaebene, auf der eine institutionelle Zuständigkeit für die Entwicklung von Humanität einzurichten wäre.

Wer auf der zweiten Metaebene, in Fragen also wie der Weiterentwicklung von Staatsformen, einigermaßen kompetent sein wollte, der müsste natürlich schon im Vorhinein eine Antwort darauf haben, was Humanität ist und was sie genetisch bedeutet. In einer Gesellschaft, die sich der Herausforderungen der Gentechnologie annimmt, wäre daher nichts vordringlicher, als die Auseinandersetzung mit eben dieser Frage verlässlich zu institutionalisieren. Auch dabei müsste natürlich eine Institutionsform gefunden werden, in der menschliche Schwächen durch Selbstüberlistung möglichst unschädlich gemacht sind.

Eine Institution, die dieser Anforderung genügen könnte, wäre ein politisch eigenständiger, zugleich aber demokratisch legitimer Humanitätsrat. Eine solche Institution wäre ausschließlich oder doch vorrangig dafür zuständig, politische Entscheidungen über den Umgang mit menschlichem Erbgut zu treffen, und sie könnte sich dieser Aufgabe daher mit der größtmöglichen intellektuellen Energie und Konsequenz widmen. Dies könnte sie vorerst als nationale Institution tun, im Rahmen nämlich einer noch nationalstaatlich geprägten politischen Ordnung. Auf lange Sicht aber müsste für die Humanitätsfrage natürlich eher eine globale Zuständigkeit geschaffen werden, zumindest aber eine fest institutionalisierte globale Kooperation. Wenn solche Institutionen dann glaubwürdige Antworten auf die Frage geben könnten, was zeitgemäße Humanität bedeutet, würde dies schließlich auch auf die anderen Ebenen staatlicher Institutionen zurückwirken. Es würde in der Frage, wie eine politische Ordnung weiterentwickelt und wie in einer solchen Ordnung Politik betrieben werden sollte, wichtige moralische Orientierung geben.

Es mag eine tröstliche Vorstellung sein, dass die Zeit, in der gesellschaftliche Prioritäten auf solche Weise neu gesetzt werden müssen, noch sehr fern scheint. Die lebenden Generationen werden vom Gelingen oder Scheitern einer Institutionalisierung des Humanitätsproblems noch kaum betroffen sein. Schon die intellektuelle Vorbereitung hierauf wäre aber ein generationenlanger Prozess, und sie könnte daher kaum früh genug beginnen. Die Einsicht, dass Humanität auch von einer wählbaren genetischen Ausstattung des Menschen abhängt, wird dabei der Ausgangspunkt sein müssen.